Umfang acht Seiten — Einzelbezug 10 Pfennig

DER STURM

WOCHENSCHRIFT FÜR KULTUR UND DIE KÜNSTE

Redaktion und Verlag: Berlin-Halensee, Katharinenstrasse 5
∴ Fernsprecher Amt Wilmersdorf 3524 ∴
Anzeigen-Annahme Berlin W 35 Potsdamerstrasse 111

Herausgeber und Schriftleiter:
HERWARTH WALDEN

Vierteljahresbezug 1,25 Mark / Halbjahresbezug 2,50 Mark / Jahresbezug 5,00 Mark / bei freier Zustellung / Insertionspreis für die fünfgespaltene Nonpareillezeile 60 Pfennig

JAHRGANG 1911 — BERLIN / SONNABEND DEN 13. MAI 1911 — NUMMER 62

INHALT: TRUST: Zeitgeschichten: Die gütige Vorsehung / Wichtig für die Presse / Der Name / Naturgeschichte: Der Schieber / Der Entartete / Der Sohn seiner Heimat / ALFRED DÖBLIN: Die Helferin / OTTO STOESSL: Balzac / MAX BROD: Die Volksversammlung / K. M.: Dymow / QUINTUS FIXLEIN: Von Leutchen, die ich liebgewann: Ein übermütiger Schalk / Lyriker / Wunderknabe.

Mutter und Kind / Zeichnung von John Jack Vrieslander

Zeitgeschichten

Die gütige Vorsehung

Herr Lovis Corinth kann das Schreiben nicht lassen. Reden ist bekanntlich die Kunst, seine Gedanken zu verbergen, Schreiben die Kunst, keine zu haben. Herr Lovis Corinth schreibt. Man brauchte gegen ihn nicht aufzutreten, wenn nicht die Gefahr bestände, dass seinem Schreiben dieselbe Bedeutung beigelegt würde, wie seinem Malen. Lovis Corinth, der letzte Epigone des Naturalismus, ist als Fleischmaler berühmt geworden. So berühmt, dass er jetzt als Präsident der Berliner Sezession mit Banalitäten die Ausstellung eröffnen darf. Im Reden verbirgt er seine Gedanken. Merkwürdig, wie naiv manche Kunstausübende der Kunst gegenüberstehen. Herr Corinth glaubt allen Ernstes, dass Cézanne so malte, weil er als Südfranzose geboren wurde, Gauguin so malte, weil er sich auf den Südseeinseln aufhielt, und van Gogh weiter als seine Vorgänger ging, „indem er dicke Farben auftrug und durch Nebeneinandersetzen reiner Farbenteilchen in der Ferne für das Auge eine desto lebendigere Wirkung erzielte". Man kann sich nun wenigstens eine Vorstellung über Corinths Malweise machen. Herr Corinth malte so, wird es später heissen, weil er in Berlin NW., Klopstockstrasse 48, wohnte und weil er durch Aufeinandersetzen unreiner Farbenteilchen in der Ferne immerhin für das Auge eine lebendigere Wirkung erzielte. Man kann diese Kunsteinteilung nach Belieben fortsetzen und die angenehmsten Ueberraschungen erleben. Das unliterarische Adressbuch bekommt eine farbige Nuance. Aber Herr Corinth weiss noch viel mehr. „Nun, nachdem all diese Kulturen bis zur Neige ausgekostet waren und die Blasiertheit der überkultivierten Franzosen eine gewissermassen konzentrierte Primitivität ersehnte, warf man sich auf die kindischen Stammeleien der Naturvölker." Gut, dass Herr Corinth diesen Satz nicht malen muss. Man versuche ihn zu sehen, und er wird viel Spass bereiten. Sonst aber ist er „gewissermassen" Blödsinn. Aber für Herrn Corinth erscheint er „als Quellmotiv der Arbeiten von Matisse". Und die Nachkommen von Matisse haben nach Corinth „für ihre Rätselkunst, die nichts mehr mit der freien edlen Kunst gemein hat, Lehren aufgestellt, die der Geometrie entnommen scheinen". Herr Corinth sollte sich lieber nicht mit dem Bilderdeuten einlassen. Er tritt zwar für die deutsche Kunst ein: „Die deutsche Kunst wird da sein, ohne unser geringstes Zutun und unabhängig von der geographischen Lage, wo Maler arbeiten". Also für Deutschland kommt Herr Corinth mit der Geographie wieder nicht aus. Ja, um Gottes willen, jetzt ist man ganz im Weltraum verloren. Herr Corinth kennt „deutsche Künstler, die denen anderer Länder ebenbürtig sind und durch ihre starke Individualität hervorstechen". Und verheissungsvoll schliesst er seine bedeutsamen Ausführungen: „Für Talente in der Zukunft wird eine gütige Vorsehung Sorge tragen." Er braucht die Dame nicht zu bemühen, Talente haben wir die Menge, in Deutschland und in Frankreich, sie sind auch bis auf die Nationalität ebenbürtig. Aber Genies, Herr Corinth? Sie haben recht, Nachahmern kommt keine künstlerische Bedeutung zu. Es ist aber gleichgültig, ob sie ihre Vorbilder in Frankreich oder in Deutschland finden. Die hervorstechenden deutschen Talente sind schon „gewissermassen". Daher können ihre Bilder kaum noch abfärben. Die gütige Vorsehung möge für recht viele Genies in Deutschland, wie van Gogh und Cézanne, Sorge tragen. Dann erst wollen wir uns getrost auch ihre deutschen Nachahmer gefallen lassen. Auf keinen Fall aber ihre Schreibereien.

Wichtig für die Presse

Zu der stimmungsvollen Feier hatten sich mit dem Direktorium . . . zahlreiche Ehrengäste, die Vorstände . . ., Vertreter der städtischen Körperschaften, der Gewerbedeputation . . . eingefunden. Die Emporen säumte ein reicher Damenflor. Unter den Klängen aus Wagners „Tannhäuser" — am Dirigentenpult des Orchesters stand Translateur — hielten die . . . Damen und Herren ihren Einzug. Auf der von Palmen und Lorbeer umgebenen Estrade mit Kaiserbüste und . . . Banner hatten . . . Platz genommen. Nach einem Männerchor begrüsste Herr . . . die Erschienenen aufs herzlichste. Er gedachte des Heimgangs August . . ., der seinem Bruder Karl schnell gefolgt sei, und hob das vorbildliche Wirken dieser genialen Männer hervor. Die Ansprache schloss mit einem Hoch auf den Kaiser . . . Zum Schluss dankte Herr . . . den Treudienenden und wünschte ihnen Gottes Segen für die Zukunft. Die Stadtverordneten Giese und Max Schulz überbrachten die Glückwünsche der städtischen Behörden Berlins. Generaldirektor . . . dankte für alle Ehrungen, widmete seinem lieben Freunde August . . . einen aus bewegtem Herzen kommenden Nachruf, gelobte, im Geiste des Gründers weiter vorwärtszustreben und wandte sich mit warmen Worten an die Angestellten, die er um fernere treue, eifrige Mitarbeit ersuchte. Sein Hoch galt den Gästen des Festes. — Nach ihm sprach der Vizepräses . . . Worte des Dankes und der Anerkennung . . . Namens der Treudienenden gab Herr Lawatsch den Empfindungen der Liebe und Verehrung . . . beredten Ausdruck. Den Dank der Ehrengäste übermittelte Direktor Kilp. Nach dem mit dem Niederländischen Dankgebet schliessenden Festaktus wurden die Auszeichnungen verteilt . . . Die Veranstaltung hatte, abgesehen von dem speziellen Zwecke, eine allgemeine symptomatische Bedeutung, die sie über das Niveau einer internen Angelegenheit . . . hinaushebt. Es war ein Triumph des patriarchalischen, also eines seltenen, fast möchte man sagen, unmodernen Gedankens . . . Daneben freilich war es auch eine würdige Gedenkfeier für die beiden weitblickenden und auf dem Boden der echten, altberlinischen Reellität arbeitenden, verstorbenen Koryphäen . . ., die neben ihrer . . . Betriebsamkeit den ganz modernen sozialen Gedanken hochhielten. M.

Mit diesen stimmungsvollen Zeilen wurde das Prämierungsfest der Firma Aschinger geschildert. Die zu Feiernden sind in diesem Falle 272 Angestellte, die auf eine ununterbrochene zehn-, sechs- oder dreijährige Tätigkeit in den Stehbierhallen zurückblicken konnten. August und Karl sind keine Könige, sondern die Begründer der weiss-blauen Lokale, die Herren Aschinger. Geloben wir uns alle, im Geiste der Gründer weiterzustreben. Die ganze Feierlichkeit und ihre Schilderung erschien mir so wertvoll, dass ich sie hier wörtlich aus dem „Lokal-Anzeiger" wiedergebe. Man wird leicht herausfinden, dass diese Feier und ihr Bericht für alle Festlichkeiten, für Hof-, Bürger- und Arbeiterkreise gleich geeignet sind. Man versuche, an die allerausgefallenste Feier zu denken, und wird mit Staunen merken: es stimmt. Es stimmt immer und überall. Hier ist es einem Kopf gelungen, die endgültige Formel festzulegen. Gleichzeitig aber, die Formel mit lyrischer Kraft zu veranschaulichen. Bei Bedarf vergesse man nur nicht die Namen Karl und August entsprechend zu ändern und die Namen Kilp und Lawatsch richtig zu ersetzen.

Trust

Der Name

Man soll auf Erden nicht vornehm sein. Ich wollte Herrn Franz Pfemfert, Herausgeber der Zeitschrift für freiheitliche Politik und Literatur „Die Aktion", Berlin-Wilmersdorf, Nassauische Strasse 17, Telephonanschluss Amt Wilmersdorf 6242, schonen. Und seinen Namen für die Ewigkeit als Symbol eines unkünstlerischen Trottels verschweigen. Herr Pfemfert legt aber Wert darauf, im „Sturm" genannt zu werden. Auf andere Weise wäre es ihm auch nie gelungen. Nichts ist komischer, als wenn Epigonen sich „selbständig" machen. Die Druckanordnung hat er vom Sturm wenigstens gelernt. Weiter reichte es nicht. Herr Pfemfert veröffentlicht mit Vorliebe die von mir abgelehnten Manuskripte. Und behauptet nun, ich „hätte versucht, die „Aktion" zu diskreditieren. Man braucht das nur zu sagen, um helles Gelächter auszulösen". Ich schliesse mich dieser forcierten Heiterkeit stürmisch an.

Um nichts zu verschweigen: „Die Aktion" ist das Publikationsorgan der „Organisation der Intelligenz für Deutschland". Eine Sache.

Auf weitere Aktionen des Herrn Pfemfert lasse ich mich nicht mehr ein.

H. W.

Naturgeschichte

Der Schieber

Einen groben Schwindel leistet sich Herr Theodor Kappstein, ständiger Mitarbeiter des Berliner Tageblattes, Dozent der Humboldtakademie, Referent verschiedener Zeitungen, Religionsphilosoph, in der Abendausgabe des Berliner Tageblattes vom Montag, den 1. Mai 1911. Dort steht im Feuilleton eine übliche geistlose Plauderei: „Bei den Abenteuern des Geistes". Geistlos ist zuviel gesagt. Denn das Wort setzt immerhin die Fähigkeit voraus, vom Geist verlassen zu werden. Eine Fähigkeit, die Herr Kappstein sich wohl selber kaum zuspricht. Also dieser Herr Theodor Kappstein bespricht einen Abend des Neopathetischen Kabaretts. Selbstverständlich „lyrisch". Zeit und Ortangabe fehlen. Nur impressionistisch kann der Leser einen Schluss ziehen. Denn der Schluss dieser Plauderei lautet: „und schob . . . mich ins Freie, in die herbe, reine, wahrhaftige Frühlingsluft zu einem gesunden Heimmarsch." Die Plauderei erschien am 1. Mai, also, denkt der Leser, Ende April. Aber der Leser denkt falsch, auch wenn er mit der bewährten Aktualität seines Lieblingsblattes rechnet. Der dort besprochene Abend fand am — achtzehnten Januar 1911 statt. Nach diesem Abend schob Herr Kappstein in die Frühlingsluft. Hier sieht man ein typisches Beispiel des journalistischen Impressionismus. Aus irgend einem Grunde konnte Herr Kappstein seine Plauderei im Januar nicht anbringen, oder die Redaktion sie nicht unterbringen. Aber auf Erden darf nichts umkommen. Abfälle und Produkte werden sorgfältig aufbewahrt. Das Tageblatt führt sie nicht ihrer naturgemässen Bestimmung, nämlich dem Müllhaufen, zu, sie werden auf Neu gearbeitet, aus der wahrhaftigen Winterluft wird eine unwahrhaftige Frühlingsluft. Und die Bemogelung ist geglückt. Soll man wirklich noch auf die Meinungen des Herrn Kappstein eingehen nach Feststellung dieser groben Täuschung? Richtet der Schub in die Frühlingsluft nicht schon sich selbst? Soll man den Religionsphilosophen, der nur bei Spionoza und Kant in die Schule gegangen ist, wenn auch ganz erfolglos, noch auf den Armesünderkarren laden und ihn am Galgen aufhängen? Wer sich selbst richtet, braucht nicht noch gehängt zu werden. Ich überlasse seine schäbigen Reste dem, der den Nachrichter zu spielen wünscht.

Unglückliche Natur! Dir geht es schlecht auf deutscher Erde. Alle kunstunfähigen Trottel schieben zu dir und werfen sich an deinen grünen Busen — und dräut der Winter noch so sehr mit trotzigen Gebärden und streut er Schnee und Eis umher, es muss doch Frühling werden. Es muss doch Frühling werden.

Der Entartete

Der gute alte Nordau lebt noch immer. Ich erfahre es authentisch auf dem Umweg über den Lokal-Anzeiger. Der Lokal-Anzeiger hat seit längerer Zeit an seinen eigenen künstlerischen Unsinnigkeiten nicht genug und führte deshalb die Rubrik Pressstimmen ein. Also der Lokal-Anzeiger zitiert die Vossische Zeitung. In der Vossischen Zeitung zittert Max Nordau, der Feind konventioneller Lügen, über die unkonventionelle Malerei unserer argen Zeit. Wir sind nun glücklich im Jahre 1911, aber die alten Pietscher sterben nicht aus. Herr Nordau leistet sich zum Beispiel folgendes: „Um nur das mittelmässigste Bild rechtschaffener Art zu malen, muss man mindestens etwas gelernt haben, wenn man auch gar kein Talent hat. Aber um, wie van Gogh oder Cézanne, wie Zac oder Henri Matisse, zu ferkeln, braucht man nichts. Kein Studium, kein Talent, kein Gefühl, nur Schamlosigkeit". Man braucht das natürlich auch nicht, um gegen grosse Künstler zu schweinigeln. Man muss dem alten Herrn doch endlich einmal mit einem groben Keil über den Kopf fahren, trotzdem er kein grober Klotz, sondern nur ein klotziger Trottel ist.

Der Sohn seiner Heimat

„Je mehr und genauer man Georg Engels Dichtungen kennen lernt, um so weniger kann man sich darüber täuschen, dass die stärksten Wurzeln seiner dichterischen Kraft von seinem Heimatboden aus die gesundesten Schösslinge treiben, deren Blüten in fremder Luft nimmermehr so saftlebige (wirklich saftlebige) Früchte auszureifen vermöchten, wie der Dichter zum Beispiel in seinem neuesten Novellenbuch . . . sie zusammengetragen". Hat fehlt. Es kommt also eine „lyrische Kritik". Wenn ihr Verfasser doch gleich verraten hätte, von welchen Orten Herr Georg Engel seine saftlebigen Früchte zusammengetragen, an denen man ihn erkennt. Warum lässt er aus seinem Heimatboden Greifswald gesundeste Schösslinge treiben, wenn er doch die saftlebigen Früchte zusammentragen muss? Ja, die Natur ist unerschöpflich, kann ich nur wiederholen, und die Botanik erfrischt mich nach den vorangehenden zoologischen Ausschweifungen. Aber der Engelkritiker des roten Tags wird noch lyrischer. „Wenn jemals ein deutscher Erzähler von Bedeutung den Stempel der Heimatdichtung getragen (hat fehlt), im besten Sinne getragen (also doch lyrisch, o meine Ahnung!), wie man ein Ehrenzeichen trägt, so war es Georg Engel." Georg Engel mit dem Stempel als Ehrenzeichen ist direkt eine Attraktion für die Woche. „Am sichersten geprägt in seinem unverwüstlich lebfrischen (wirklich lebfrischen) Hann Klüth, jener Dichtung, die zugleich als Dokument der Landeskunde von viel zu wenig beachtetem Wert ist. Die Landeskunde sollte diese saftlebige lebfrische Dokumentendichtung samt dem gestempelten Herrn Engel unbedingt für die Nachwelt sicher prägen lassen. Denn, wie der Kritiker versichert, sein neuester Novellenband ist „schon wieder ganz von der alten guten Art und zeigt Engels

rzählertugenden wieder im besten Lichte. Nur fünf Noellen sind es — aber jede von ihnen ein wohlgezeichnetes, hön abgerundetes Charakterbild". Herr Engel scheint er Natur also doch mit schönen Abrundungen etwas chzuhelfen. Engels Erzählertugend siegt über alles. Da t das rotköpfige Fischermädel von unbändiger Wildheit nd unbeugsamer Selbstbestimmungskraft, die einen tolatschigen gutmütigen Riesen durch höhnende Abweisung Verlotterung, Trunk und Selbstmord treibt (Greifsalder Heimatkunst). Vom Strick aber rettet sie den latten (schöne Abrundung). Dann wieder ein Rotkopf, otzig und in allem dennoch voll innerer Güte und ärchenfroher Glückmöglichkeiten (Greifswalder Heimatunst), von denen das einsame Alter eines in allen Lebensverten gestrandeten Seemanns verklärt wird (schöne brundung). Ein fein empfundenes Stückchen Lebensreue, sagt der Kritiker und rühmt „Engels prächtigen Humor als Lebensredakteur". Das ist zu viel. Ich war chon bereit, ihm Greifswald zu überlassen, aber wenn Herr Engel jetzt noch das ganze Leben redigieren will, ollte er auf die Kunst wenigstens verzichten. Einen chöneren Abgang als in seinem psychologisch vertieften iegenden Holländer kann er sich gar nicht ausdenken, r „begegnet einem blutjung unschuldig und weltfremd gealtenen Mädchen, das ihn erlöst, indem es, wahnhaft gerieben, mit ihm gemeinsam in freiwilligen Meerestod geht, m ihm bei seinem Erscheinen vor Gottes Richterstuhl mit hrer Unschuld und Reinheit als Fürsprech zu dienen." Das weltfremd gehaltene, lebfrische, saftlebige Mädchen als Fürsprech ist eine Sache. Sehr richtig bemerkt auch sein Kritiker hierzu: „Wie von verklärendem Mondlicht umhüllt, eine plastische Gruppe, so stehen die beiden Todsuchenden vor uns, fast überlebendig in ihrem wahnbetörten Handeln." Dieses lebende Bild sollte die Stadt Greifswald Herrn Georg Engel zu seinem Abschied stellen. Das verklärende Mondlicht will ich liefern, wenn man mir das gestempelte Dokument überreicht, dass Herr Georg Engel ferner nur noch als frischlebiger Ackerbürger ein Verhältnis zur Natur suchen wird.

Trust

Die Helferin

Von Alfred Döblin

In New York erregte um die Mitte des vorigen Jahrhunderts der Prozess des Fabrikanten Grasso ungeheures Aufsehen. Man sprach monatelang von der rätselhaften Angelegenheit und ihren furchtbaren Begleitumständen. Der Krieg mit den Südstaaten brach aus, ehe man sich beruhigt hatte. Als nach einundeinhalb Jahren der Friede geschlossen wurde, war die Erinnerung an den Vorgang ausgelöscht; und jetzt lassen sich die Einzelheiten nur noch stückweise zusammenfinden. Sie sind überwuchert von mythischen Bildungen; sie lassen staunen, wie Unglaubliches dem Menschen begegnen kann, mit wie lächelnder Lippe er daran vorübergeht und alles weiterzieht wie früher.

Gegen Ende der fünfziger Jahre florierte an der Peripherie der Stadt — jetzt gehört die Gegend völlig zur City — ein Beerdigungsinstitut. Der Besitzer Grasso war mit seiner Frau vor fünf Jahren aus Italien eingewandert. Er hatte sich vergeblich als Hotelier versucht, war dann Schreiner geworden und hatte dabei soviel erworben, dass er ein älteres Sargmagazin übernehmen konnte. Es gab damals kaum 200 000 Menschen in der Stadt. In nicht langer Zeit hatte der Italiener es fertig gebracht, dass das Beerdigungswesen völlig in seine Hände überging, dass nur noch einzelne, mehr behördliche Aufträge an andere Firmen gelangten — von Krankenhäusern, Militärlazaretten. Die Konkurrenzgeschäfte gingen rapid zurück. Nicht die kapitalkräftigsten, die sich verzweifelt wehrten, konnten sich neben Grasso behaupten, dem, ohne dass er Lärm machte, alles mühelos zufiel.

Erst später, bei der Untersuchung des Falles, stellte sich heraus, dass Grasso ganz unbeteiligt an diesem Aufschwung seines Geschäftes war. Die Blütezeit des Hauses fiel nämlich ziemlich genau zusammen mit dem Eintritt eines jungen Angestellten namens Mike Bondi. Dessen Herkunft war völlig unbekannt; nur bemerkte man, dass er sich italienisch mit seinem Herrn unterhielt. Man sagte, er sei schon bei seiner Anstellung etwa zwanzig Jahre alt gewesen. Aber jeder überzeugte sich, dass er in den fünfzehn Jahren seiner Tätigkeit um keine Spur älter geworden war. Und Photographien, die man später bei ihm fand, die ihn Arm in Arm mit Herrn Grasso zeigten, bewiesen überraschend, dass dieser Mensch anscheinend unbeweglich in der Zeit stand. Keine Linie seines knabenhaft zarten Gesichtes hatte sich vertieft, seine tiefschwarzen Haarsträhnen fielen noch immer in eine niedrige, weisse Stirn. Ja, auch seinen Kleidern — es ist etwas lächerlich, dies zu berichten — schien die Zeit nichts anzuhaben; denn niemand hatte gesehen, dass er sich neue kaufte; er trug immer einen schwarzen Anzug, eine lockere, blusenähnliche Jacke mit blanken Knöpfen, von einem altertümlichen Schnitt, wie man sie vor Jahrzehnten vielleicht getragen hatte. Es wusste bei den Prozessvernehmungen auch niemand, wo der Mensch sich nachts aufhielt; manchmal soll er in dem Geschäft übernachtet haben, meist aber fuhr er abends auf einem Wägelchen, das ihm gehörte, nach St. Floridan zu, auf der alten Landstrasse, und verschwand dann für viele Stunden völlig. Aber all dies ist unsicher und gehört in das Gebiet jener Sagenbildung, von der ich vorhin sprach. Mike war von kleiner Gestalt; er ging stets in einem weichen Filzhut, mit einem dünnen Stöckchen. Sein Gang war weich und schleichend. Ueber seine Augen lässt sich nichts sagen; denn die hatte niemand gesehen. Immer hielt er die Lider gesenkt; und wenn einer mit ihm sprach, so drehten sich die Augäpfel hinter der zarten Lidhaut. Nicht selten zogen sich seine sehr schmalen Lippen zu einem schönen, demütigen Lächeln zusammen. Die Sanftheit und Musik seiner Stimme war unsäglich; sie erklärt vielleicht zum Teil den ausserordentlichen Einfluss Mikes. Denn, was er sagte, war einfach und ganz sachlich; er redete sehr wenig und neben seinen geschäftlichen Dingen nur von Bäumen, Wurzeln, Feldern und Tieren, für die sich die Städter sonst sehr wenig interessieren. Ihn begleitete das Glück. Es bildete sich heraus, dass täglich Mike Bondi durch die Strassen New Yorks wanderte, gefolgt von einem hohen russischen Windspiel, einem weissen, ungeheuren Tier, das auf seinen Beinen so lautlos wie er schritt, und das mit leeren Augen um sich blickte. Mike Bondi ging in die Wohnungen der Kranken hinauf und sprach mit ihnen. Niemand wehrte ihm; die Kranken liessen ihn zu sich rufen, eher noch als einen Priester oder Arzt, und waren ihm dankbar für die Minuten, die er mit kargen Worten ausgefüllt hatte. Sie wurden ruhiger und schmerzfreier, die er verliess, aber sie starben alle, wie sich bei den Erhebungen des Prozesses ergab, starben nach nicht einer Woche in grossem Frieden, ohne dass ihnen einer helfen konnte. Die ihn einmal gesehen hatten, fassten ein kaum erklärliches Zutrauen zu ihm, und liessen ihn, wenn sie schwer erkrankten, wie in einer unentrinnbaren Sucht zu sich kommen. Er trat nicht an sie heran, er gab ihnen nichts, er berührte sie nicht. Dies stellte sich alles bei den Erhebungen des Prozesses heraus.

Mike Bondi war nicht befreundet mit der Frau seines Herrn. Frau Grasso liebte feurige Männer; aber eifersüchtig, wie untreue Weiber sind, freute sie sich, dass ihr Mann, Mädchen abhold, sich an Bondi anschloss. Wenn sie spät abends nach Hause kam, noch hochatmend von einer zarten Begegnung, warf sie sich ihrem Mann an den Hals, der Arm in Arm mit dem stillen Sonderling auf dunkeln Strassen spazierte.

Am Ausgang des Frühlings starb plötzlich die junge Frau eines Rechtskonsulenten Martin in ihrer Wohnung neben Grassos Magazin. Der Witwer, dem sie zwei kleine Kinder hinterliess, konnte sich nicht trennen von dem toten Weibe; und in der angstvollen Nacht nach ihrem Abscheiden kam ihm die Idee, die Leiche von dem Sterbelager zu entfernen, sie so schön, so kostbar auf einem Sarkophage aufzubahren, wie seine Hände es vermochten. Er wurde unter dieser Vorstellung lebendig, stieg noch gegen elf Uhr von seinem Lager, kleidete sich an und ging zu Grasso herunter, mit dem er alte Freundschaft hielt. Die Türen des Magazins waren geschlossen; durch die Ritzen der Jalousien zitterte ein trübrotes Licht, lag in feinen Linien auf dem Strassenpflaster. Herr Martin öffnete den breiten Torweg, stolperte über den stockfinsteren Hof, kam durch eine angelehnte Seitentür auf den langen Korridor, der unmittelbar in das Magazin führte. Der Vorhang zum Magazin rauschte leise. Mit Mühe fanden sich seine Augen zurecht. An den Wänden, in den Gängen, unter niedrigen Wölbungen lagerten die Särge. Sie standen geöffnet. Sie standen da, nicht erwartungsvoll, nicht mit Gier, — mit geheimnisvoller Leere, versunken in sich, und nur einige seufzend und schmachtend. Und in dem trübroten Flackern einer Lampe sah Herr Martin eine Bewegung in der Nische hinten, hörte flüstern. Herr Grasso kniete dort vor einem Sarge; aus diesem hoben sich zwei weisse Arme; Spitzenärmel fielen von ihnen zurück. Herr Grasso beugte seinen Kopf tiefer, drückte sein Gesicht in die niedrigen Brüste eines Weibes. Er murmelte: „Bessie" und vieles, was sehr leise war; sie antwortete: „Ernesto", lachte und weinte durcheinander; sie hatte eine sehr süsse Stimme.

Herrn Martin schlug das Herz bis in den Hals hinauf; er ging aufs tiefste erschrocken rückwärts hinaus, vergass seine Bestellung. Er lag, ehe er es wusste, in seinem Bett, kleidete sich mit dem Morgengrauen an und lief zu Frau Grasso, die in ihrer Küche stand mit losen Röcken und sich, verblüfft über den frühen Besuch, ein Tuch umlegte.

Sie war erst ungläubig und beobachtete ihren Nachbarn, da sie glaubte, er sei verwirrt über den Tod seiner jungen Frau. Aber dann hielt sie inne mit dem Scheuern, stiess die Kaffeemühle auf den steinernen Boden herab, biss sich tief in den linken Vorderarm und wühlte in einer Schublade nach einem spitzen Küchenmesser, das sie einmal um das andere in die Holzwand der Küche stiess. Sie schrie, wem denn das gemeine Frauensbild ähnlich sähe, ob er denn so wenig teilnahmsvoll wäre, dass er nicht einmal eine Vermutung darüber aussprechen könnte. Nach lautem, hemmungslosem Weinen erhob sie sich resolut, erklärte, sie werde heute nacht alles selbst feststellen. Und mit einer Sicherheit, die Herrn Martin in Staunen versetzte, riss sie die Wohnungstür auf, rief ihren Mann herein und sagte ihm, indem sie zum Fenster hinaussah und das dichte schwarze Haar flocht, Herr Martin habe ihr mitgeteilt, dass ihre Mutter in Starton, einem Vororte, erkrankt sei; sie müsse gleich auf zwei bis drei Tage hin. Dann setzten sich die drei schweigend im Wohnzimmer am Kaffeetisch nieder, wo Frau Grasso öfter stark zitterte und einmal die Tasse auf den Boden fallen liess. Herr Grasso meinte, dies bedeute Glück für ihre Mutter.

Abends gegen zehn Uhr schlüpfte sie, nachdem sie tagsüber in der Wohnung des Herrn Martin dessen kleine Kinder gehegt hatte, über die dunkle Strasse in den Hof. Sie sah durch das offene Fenster Herrn Grasso allein im erleuchteten Wohnzimmer auf dem Sofa sitzen; mit traurigem Gesicht, zusammengesunken, blickte er vor sich hin. Der schwerfällige Mann bewegte seine Lippen; sein faltiges Gesicht war sehr schlaff; als er nach dem Fenster blickte, schwammen seine entzündeten Augen in Tränen.

In einem schmalen Sarge, dicht an der Tür, lag sie. Ihre Zähne klapperten; ihre Hände flogen, dass sie kaum das Küchenmesser festhalten konnten. Kurz vor elf Uhr kam ein Schritt über den Korridor, weich und schleichend; leicht rauschte der Vorhang. Ein kleines Licht flackerte, und sie erkannte mit einem Blick Mike Bondi. Sie hatte ihn tausendmal gesehen, sie kannte seine leicht gebeugte Haltung, die glatten Haare in der weissen, niedrigen Stirn, die gesenkten Lider. Aber jetzt erfüllte sie sein lautloser Gang mit Entsetzen. Es war ihr, als würde sie matt. Dies war nicht der Gang eines Menschen. Sie musste sich strecken, den vollen Arm auf den Mund pressen, um nicht zu kreischen.

Er drückte das Licht mit einem Finger aus, als er an ihr vorüberging. Sie schloss die Augen, und wie sie diese öffnete, sah sie Mike Bondi nicht mehr. Aber dort, wohin er gegangen war, stand in der Finsternis ein weisser Schein, ging lautlos ein gebücktes Skelett langsam weiter, schlürfte der leibhaftige Tod. Sie sah noch den Schein über einem Sarg, in den er sich geschwungen hatte. Da hallte der schwere Schritt des Herrn Grasso durch das Gewölbe; er ging an der Frau vorüber, die mit einer Ohnmacht rang, zündete die Oellampe an. Frau Grasso richtete sich, das Messer zwischen den Zähnen, auf; sie stieg hinter dem riesenhaften Mann her, hielt sich bei jedem Schritt an Pfeiler und Mauer fest.

Vor dem Sarge, in den sich das Gespenst geschwungen hatte, warf sich der breite Mann nieder; zwei weisse Arme hoben sich gegen ihn her; sie sah zurückprallend die offene Jacke und die niedrigen, mädchenhaften Brüste, in die sich ein faltiges, nasses Gesicht vergrub. Sie sah das stille Mädchengesicht Mike Bondis sich aufrichten, sah, an die Tür zurückweichend, wie Mike den Gebrochenen an sich zog unter zarten Abschiedsworten, wie sie sich umschlangen. Sie hatte noch die Kraft, sich in die Küche zu schleppen. Zwei Stunden lag sie besinnungslos. Den Rest der Nacht verblieb sie auf der Polizeiwache, wo man die Frau für krank hielt. Erst am nächsten Morgen, als Herr Rechtskonsulent Martin geholt wurde, gingen zwei Beamte mit ihr in die Wohnung und verhafteten den Besitzer und Bondi, die sich nicht widersetzten.

Herr Grasso schwieg sich bei den jetzt folgenden Verhandlungen völlig aus. Bondis körperliche Untersuchung ergab, dass man es mit einem etwa zwanzigjährigen Mädchen zu tun habe. Man vermochte nicht festzustellen, wer sie eigentlich sei. Erst bei dem Lokaltermin, der nach drei Wochen in dem Gewölbe Grassos stattfand, redete sie. Sie äusserte von vornherein, man würde ihr kein Wort glauben, erzählte, dass sie Bessie Bennet hiesse und aus Senn Fair bei New York gebürtig

sei. Sie habe vor achtzig Jahren dort gelebt; in ihrem zwanzigsten Jahre sei sie von der Schwindsucht befallen gewesen und habe im Hospital gelegen. Sie wäre unsäglich ungern vom Leben geschieden. Sie habe mit dem Tode gerungen, wie wenige Menschen, habe es nicht glauben wollen, dass sie sterben müsse, weil eine Lunge krank sei und sie selbst sei noch zum Springen gefüllt mit Lebensbegier. Die unbekannte Macht, deren Namen sie nicht nennen könne, stand da von ihrem Sessel auf und machte sie zu einer Dienerin des Todes. Sie durfte wiederkehren, nicht aber zum Tanz. Sie durfte im Namen der gütigen Macht töten, was gehen wollte; die törichte Angst vor dem Sterben nehmen, sänftigen und rasch beenden. Sie sei als Helferin unter die Menschen geschickt und bringe den liebreichen Tod. Sie hätte Herrn Grasso liebgewonnen, und es wäre gut, dass sie jetzt schieden, denn sie müsste sonst bald für immer seinetwegen sterben.

Es bestätigte sich, dass eine Bessie Bennet vor etwa hundert Jahren in Senn Fair lebte, dass sie im dortigen Hospital in ihrem zwanzigsten Jahre starb; ihre Leiche verschwand aber in auffälliger Weise auf dem Wege zur Autopsie; zwei Krankenschwestern wurden wegen Dienstversäumnis trotz ihrer Beteuerungen entlassen; alle Nachforschungen blieben erfolglos.

Als die Richter bei dem zweiten Lokaltermin die Feststellungen erwogen, erhoben sie gegen Bessie Bennet, genannt Mike Bondi, die Anklage wegen Giftmordes in zahllosen Fällen. Sie forderten sie auf, unverzüglich das Pulver zu zeigen, dessen sie sich bedient habe, widrigenfalls man sie auf das Spannbrett legen wolle, das man angesichts der Scheusslichkeit ihrer Verbrechen werde hervorsuchen lassen. Auch befahl man ihr, endlich das betuliche Wesen abzulegen und den Richtern frei ins Gesicht zu sehen. Bessie, in dem schwarzen Anzug, den sie sonst trug, lächelte, aber ihre niedrige Stirn wurde rot; sie bat, man möchte ihr die Handfesseln abnehmen und sie gehen lassen. Die Richter, in Wut über den Hohn, schickten nach den beiden Schergen, um sie zu peitschen. Auch der vielen Zuhörer bei der Vernehmung hatte sich in Kürze eine unbezähmbare Erbitterung gegen die teuflische Giftmischerin bemächtigt; sie schickten sich an, von ihren Plätzen aufzustehen, gegen die Schamlose vorzudrängen; die Richter verloren die Zügel über die Menge. Bessie trat noch einmal vor die Richter, sagte leise, ihre gebundenen Hände zeigend, sie habe keine Zeit; man möchte ihr doch die Stricke abnehmen und sie herauslassen.

Ein wüster Bursche schlug ihr von hinten auf die Schulter; der Pöbel tobte über die Beute weg. In diesem Augenblick legte sich über alle Brüste eine plötzliche Beklemmung. Einer schlug keuchend das Fenster ein, die frische Luft half ihm nicht. Ein Richter stürzte mit blauen Lippen nach der Tür auf die Strasse und fiel hin. Die zehn Richter sassen wie schlafend auf ihren Stühlen. Die alte Stille herrschte für einen Augenblick in dem Gewölbe, unterbrochen von dem widerhallenden Aufschlagen von Körpern. Die Hörer stürzten nach vorn über die Bänke weg. Die Schwarzhaarige liess die grossen geöffneten Augen schweifen. Sie pfiff zornig und scharf durch die Zähne. Ein Mann taumelte von draussen in den Raum, packte ihren Arm. Sie berührte sein Haar, blies gegen seine Füsse; das Feuer loderte an ihm auf; unter heiserem Geschrei stolperte er zurück, krachte zu Boden.

Die Schwarzhaarige hatte sich selbst zusammengebogen. Sie brannte, sich aufrichtend, ihre Schläfen berührend, mitten im weiten Gewölbe stehend, gegen die Decke in schwarzer Flamme auf, stieg in einer qualmenden Feuersäule über das Haus.

Der schwere Dampf erstickte die Menschen in allen Strassen der Nähe. Gerade zwei Stunden währte die unerhört entsetzliche Brunst; etwa sechshundert Menschen, Kinder und Frauen, verbrannten.

Dann lag der ganze Stadtteil in Schutt. Tagelang näherte sich niemand den giftigen Dämpfen. Richter und Beschuldigte waren zugleich verschwunden. Den liebreichen Tod sah man von Stund an nicht mehr durch die Strassen gehen, gefolgt von seinem weissen, riesigen Windhund, der lautlos wie er schritt, mit leeren Augen um sich blickte. Sondern Kranke sollen in ihren Delirien angegeben haben, dass das fessellos weisse Tier sich auf ihre Brust schwang, mit seinen leeren Augen sie ängstigte, mit seinen langen Fängen ihre Kehle eindrückte.

Die Fabel von dem liebreichen Tod, von der Vertreibung seiner Gehilfin blieb in dem Lande lebendig.

Balzac

Von Otto Stoessl

Indem uns das Kunstwerk sein „Dies bin ich" oder sein „So seid ihr" entgegenhält, erweckt es in uns jenes Menschheitsgefühl, das unser höchstes Erlebnis, unser eigentliches Schicksal, die Religiosität der geistigen Menschen einer entgötterten Erde bedeutet. Die Urformen dieser subjektiven und objektiven dichterischen Offenbarung sind Lyrik und Epik. Beide machen die Welt als Ordnung und umfassende Einheit sichtbar und leuchtend. Das schöpferische Vermögen ist sonnenhaft wie das Sehen selbst. Die allwissende Gerechtigkeit der Sprache nennt darum den Dichter auch „Seher". Der subjektive Schöpfer blickt in sich und erschliesst aus der Unendlichkeit seines Innern das Wesen der Welt, er ist „anschaulich", der objektive sieht von sich ab, er „schaut an".

Zu diesen objektiven, anschauenden Darstellern gehört Balzac.

Der elementare, innerlich gehaltene, schon durch die Mystik des Rhythmus zwingende Vers der alten epischen Gesänge fällt mit der rhapsodischen Unmittelbarkeit des poetischen Wirkens. Der „Seher" legt das Purpurgewand des Priesters ab, ohne auf den Genütsreichtum seiner Weihe zu verzichten. Aber es gibt freilich Schattierungen dieser Herablassung zur Prosa, welche das notwendige demokratische Uebel des modernen Erzählers bedeutet. Balzacs Sprache gewinnt wie die Mimicry von Tieren das Ansehen seiner Umwelt, sie passt sich ihrem Stoff an und wird — seiner objektiven Natur gemäss — so sachlich wie ein Gerät des Gebrauchs. In dieser Zweckgestaltung der Sprache war Balzac wie in seinen Motiven der erste neue Epiker der neuen Zeit. Wer aber den Herzschlag einer Prosa als ihre poetische Rechtfertigung vornehmen kann, wird auch in der seinen zuweilen jenes unsachliche Wunder der elementaren persönlichen Notwendigkeit, jene Urkraft erbrausen hören, die mit ihrer inneren Rhythmik, ihrem auffliegenden Pathos den Dichter ausmacht, zwingt, hervortreibt. Da scheint ein Haupt, das abgewandt in die Weite sah, uns plötzlich anzuschauen. Im erzählenden Stil gibt es unvergessliche Momente, wo der Erzähler all das Warum des Erzählens durch einen solchen Blick aufs ergreifendste verständlich macht.

Inhalt und Wirkung seiner Gestaltungen haben die bleibende Gemeingültigkeit der epischen Art.

Balzac geht aus dem Fankreich der Restauration hervor, aus dem wilden Werden einer unbekannten Ordnung. Neue soziale Kategorien werden durch Revolution und Empire zusammengefasst und heraufgeführt. Das Ergebnis: Kapital und Maschine erobern den Erdkreis ohne Waterloo, ohne Napoleon. Der Zeitgeist ist kein Genie, der Sieg der Masse sticht allen Einzelwert aus. Es beginnt die Epoche der papierenen Vertretbarkeit, des ausgleichenden Verkehres. Die Gesellschaft wird aus ihren bisherigen Gruppierungen und Gebieten gerissen und zu neuen Vereinigungen gedrängt, in neuen Existenzformen erweisen sich neue Gaben der Anpassung, welche neue Charaktere erzeugen, gleichsam eine neue psychologische Flora und Fauna in einem neuen geistigen Klima. Die Umwandlung erfolgt unter der steten Gegenwirkung der vorhandenen Organisationen. So wird mit dem gegebenen sozialen Material des monumentalen historischen Aufbaues der neue errichtet, wie man im alten Rom die Marienkirche über den Minervatempel stellte und mit den Säulen der antiken Heiligtümer die neuen stützte. Maschine, Kapital, Verkehr, Demokratie, vier Namen für eine Sache, schaffen in einem fieberhaften Unmass das moderne Stadtungeheuer Paris. Dort wird dieser Prozess einer unwillkürlichen Neubildung wie in einem Reagenzglase sichtbar. Das weite Land draussen kennt die unsterblichen natürlichen Kategorien der primitiven Ordnung: den Bauer, Jäger, Hirten, den Handwerker, den grossen Grundherrn, der die irdische, die Kirche, welche die geistige Schutzhand über diese Gesellschaft hält. Das Land behauptet mit der Zähigkeit des Naturgegebenen den wirkenden fruchtbaren Widerspruch gegen das fressende Unwesen Stadt. Innerhalb dieser Gegensätze rundet sich alles Leben zum Schicksal. Die Stadt bedeutet Bewegung, das Land Ruhe. Vermischung und Ausgleichung setzen in der städtischen Demokratie ein und schlagen gegen den Konservatismus von draussen ihre Maschinenpranken, als gelte es, selbst die Gewohnheiten der Jahreszeiten zu vernichten, das Surrogat kniet sich dem Produkt wie ein Alp auf die Brust.

Das sind die ungeheuren epischen Elemente des neuen Dichters, des ersten und grössten der neuen Erde. Er hat die Dämonie dieser Gegensätze mit jener schöpferischen Anschauung durchdrungen, die den Dichter göttlich macht und mit jenem ruhevollen Mitgefühl, dessen Lust der Anschauung und Notwendigkeit der Gestaltung das höchste Mass von Macht bedeutet, das im Leben überhaupt zu vergeben ist. Diese Fülle von Figur wird ihrem irdischen Gefäss zum Schicksal, das Epos hat seine angestammte Funktion einer umfassenden Erkenntnis und darstellenden Schlichtung, es ist selbst eine soziale Aufgabe.

Balzac hat sie vollendet, er war, wie nur einer der wenigen Erzähler, der Herr der Dinge; er gab dem Chaos Ordnung, indem er es als Ordnung wahrnahm, er erhellte es und schied Tag von Nacht, Feste von Wasser. Und alles dies mit der schlichten, sachlichen, freilich romanisch durchdringenden Klarheit der Prosa. In seinem Gehirn dünkt uns die ganze Erfahrung der Menschheit bis in die mikroskopischen Einzelheiten versammelt, das gehorsamste Gedächtnis bietet sie dem fordernden Augenblick und sie erscheinen selbstverständlich und wunderbar, wie am ersten Tag. Er kennt zum Beispiel die Finten eines Wechselprotestkreislaufes, eines Zivilprozessverfahrens, einer Börsenspekulation bis in ihre äussersten Möglichkeiten ebenso genau, wie die Schliche der Spionage und die Methoden der Gauner. Er weiss, dass, wer einmal im Bagno die Kette geschleift, auch in der Freiheit, wenn auch unmerklich, das ehedem gefesselte Bein nachzieht. Er setzt das Verfahren des Buchdrucks und die Arten der Papiergewinnung auseinander. Die Wirksamkeit einer komplizierten technischen Arbeit ist ihm gleich deutlich wie der Mechanismus des Denkens und Fühlens, und er sieht das Ineinandergreifen der menschlichen Regungen, welche sich vor sich selber verbergen wie das offene Räderwerk einer Maschine. Immer wieder machen überraschende, doch selbstverständliche Einzelheiten für die untrügliche Wahrheit des Ganzen Beweis und dies mit einer Einfalt, die über ihre Genialität gleichsam zu lächeln scheint, wie dem schöpferisch Erhabenen eben Bewusstsein und unwillkürliches Walten des Gefühls in eine Lebenskraft zusammenfliesst. Seine Helden sehen wir noch heute in unseren Städten um Troja und Helena kämpfen, trotz einem Odysseus und Achill. Politik, Kunst, Lebensgenuss, Spielerleidenschaft, Weiberlist, Intrige, Verbrechen, Karriere, Adel, Schönheit, Ehrgeiz, Leichtsinn, Habsucht sind in einer Reihe ewig typischer Gestalten verkörpert, deren Erlebnisse ineinander verschlungen, doch deutlich heraustreten, wie das Muster in einem Gewebe. Eine Einsicht, die viel wunderbarer erscheint als die Erfindung, fasst mit der zartesten Sicherheit das wesentliche Problem jedes Charakters.

Die Schicksale der Männer schreiten durch Reihen von Weibern hin, der Glanz von Schönheit, von lustvollem Weiberfleisch, von sinnlicher Freude und Freiheit macht einen verwirrenden Vordergrund aus, von dessen Pracht die schroffen Geschehnisse sich unheimlich absetzen. Die Fülle dieser Weiberwelt unter, neben, über der männlichen wird gleichwohl aufs deutlichste umrissen durch die genial vereinfachende Ueberzeugung: das Weib ist in allem Tun, Wollen und Denken durchaus vom Geschlecht bedingt, von jenem Schosse, der zur Lust und zur Mutterschaft gemacht, seinen ewigen Funktionen zustrebt. Alles Erlebnis der Frau ist ihrer Natur, ihrer Lebensquelle zugewandt und es gibt nur mannigfache Verschwisterungen zweier Schicksale: der Mutter und der Geliebten. Aber welcher Blick für diese Abschattungen! Er zeigt einmal die Mutter zweier Söhne. Der eine ist ein kindlich reiner Künstler, der andere ein ruchloser Schurke. Die Mutter hängt ihr ganzes Herz an den missratenen, eben weil er ihrer mehr bedarf, und der um ihre Liebe verkürzte Sohn versteht als schöpferischer Mensch auch aufs innigste dieses schmerzliche Muss der Mutterschaft. Auf der anderen Seite die Kurtisane, dazwischen alle Lebensstufen der weiblichen Natur und überall der Heroismus des Geschlechtes als die reine Blüte des Instinkts. Er zeigt ein andermal das Martyrium einer verdorbenen Kurtisane, die ein zweites, wahreres, weil willentliches Magdtum gewinnt, um es zu opfern, einer raffinierten Weltdame letzte Lust der erfundenen und darum höheren zweiten Unschuld. Er sagt gelegentlich über ihren Blick: „es war einer jener Blicke, die eine blonde Frau brünett erscheinen lassen", und in einem Scherze formuliert er, was den Frauenzimmern das Genie des Mannes bedeutet, indem er eben diese Weltdame, da sie den scheuen Handkuss eines Dichters empfängt, sich nach dieser Probe „von der Literatur sehr viel versprechen" lässt.

Alles Männliche aber nimmt gleichsam vom Haupte seinen Ausgang und ist vielfältig wie das Denken selbst.

Er fesselt jeden Mann an sein typisches Schicksal und die Zahl der ewig sinnbildlichen Ereignisse lässt sich nicht einmal beiläufig angeben, denn seine Komposition

kennt keine Nebenfiguren und keine unentschiedenen Konflikte, sondern schliesst in ihrer ineinandergreifenden Gliederung die Probleme aller Berufe, Stände, Individuen zusammen wie steinerne Pfeilerbündel, die das Gewölbe tragen. In eine Erzählungsreihe tritt der junge Provinziale, der Paris erobern will, von einem Verbrecher gefördert, von Frauengunst getragen, und von der eigenen Haltlosigkeit endlich gestürzt wird. Gleich steht ihm der ungeheure Missetäter zur Seite, welcher von der Einsicht eines Gottes zum Weiberfeind bestimmt wird, denn wenn das Genie des Verbrechens die endgültige Verneinung der Gesellschaft bedeutet, muss es von der Natur selbst zur Unfruchtbarkeit verdammt sein. Und auf die Spuren dieses erhabenen Ungeheuers tritt wieder der lauernde Spion, auf ihn folgt der Richter und erlebt an seinem Objekte seinen tragischen Konflikt, indem der Richter nicht Diener einer absoluten, sondern einer relativen Gerechtigkeit bleibt, kein zwingendes, sondern ein letzten Endes willkürliches, relatives, bezwungenes Gesetz verwaltet, so dass der Schutz der ihm anvertrauten Ordnung zuweilen die Befreiung der Schuldigen, nicht die Strafe verlangt. Der einzelne setzt das Recht des Stärkeren selbst gegen das Gewissen des Gesetzes durch. Es gibt eine Legitimität des solidarischen Unrechts. Und in der gleichen epischen Reihe stehen die Verwickelungen der Politik und Verschwörungen; Ehrgeiz und Habsucht liegen wie Spinnen auf der Lauer; das Leben der Menschen vergegenwärtigt die allgemeine furchtbare Friedlosigkeit der ganzen Natur, die fortgesetzte Vernichtung zu ihrer Erneuerung verlangt. So kehren auf wechselnden Schauplätzen verwandte Ereignisse wieder, kein Geschehen mündet ins Leere, kein Faden verliert sich, vielmehr reicht jeder in die Ferne und die Anschauung ist so vollkommen, dass sie im Keim der Gegenwart den künftigen Baumriesen der Entwickelung vorherbestimmt und nichts Folgenloses auch nur denken kann. Balzac spricht vom Journalismus, der aus einem Beruf eine Eigenschaft geworden ist und durchdringt diese Pest des Gedankens so ganz, dass uns heute ein Schauer überläuft, da wir erleben, was er voraussah. Es ist, als zeige eine Hand aus dem Grabe.

Und inmitten des gewaltigen Stromes von Handlung und Erscheinung blitzt wie tausendfältige Sonnenbilder im Wasser Erfahrung in unvergesslichen Worten auf. Nur eines dieser unzählbaren Worte will ich wiederholen: „Die Macht beweist sich selbst ihre Kraft nur durch den seltsamen Missbrauch, dass sie irgend eine Absurdität mit den Palmen des Erfolges krönt, und zwar dem Genie zum Spott, der einzigen Kraft, die die absolute Macht nie erreichen kann."

Diese Erfahrung, in einem Satz eine Welt ergreifend, war in diesem einzigen Manne einer Kraft gesellt, welche der ungeheuren Organisation des Lebens eine künstlerische des Abbildes entgegenhielt, deren Geist und Reichtum der Wirklichkeit gewachsen war, ja sie zu übertreffen scheint.

Es ist die Erhabenheit der epischen Sendung: sie kommt aus ihrem Tag, aber sie überholt ihn durch die Macht ihrer Anschauung und ordnenden Erkenntnis um eine Ewigkeit. Die Dichtung ist dem Leben soweit voraus, wie die Menschheit dem Menschen. Solcher Flug hat Balzac über seine Zeit getragen.

Die Volksversammlung

Von Max Brod

Schluss

Der Russe hatte zu reden begonnen; wesentlich anders als Nussbaum, fast schüchtern mit seinem Akzent. Der Mund öffnete sich weit, und da sein Schnurrbart nur gegen die Mundwinkel hin stand, unter der Nase eine grosse Lücke freiliess, so sah man deutlich, wie er sich bemühte und wie doch nur ein matter Ton vordrang. Alles in allem war es ein ungewohnter Anblick. Nach einer deutschen Einleitung sprach Pitroff russisch. Beim Klang dieser fremden Stimme, die den ganzen Saal, die Situation zu verändern schien, begann Hugo sich zu schämen. Es war nicht mehr an der Zeit, Alfreds Frage zu beantworten, also zeigte er wenigstens durch eine Gegenfrage seine Teilnahme: „Was haben Sie gegen diesen Pitroff? Kennen Sie ihn?"

Alfred hatte dies vielleicht erwartet, denn er antwortete sehr bestimmt und vorsichtig: „Gestatten Sie zunächst, kennen Sie ihn?"

„Nein, gar nicht . . ."

„Aber er ist doch . . . angeblich . . . Herrn Nussbaums Freund."

„Was wollen Sie damit sagen," fuhr Hugo auf, unwillkürlich Alfreds stramm studentisches Wesen nachahmend. „Ich kenne auch Herrn Nussbaum nicht. Mit Ausnahme dessen, dass wir uns einmal bei einer Kegelpartie angegrobst haben, ist mir dieser Herr gänzlich fremd und gleichgültig . . ."

„So, das freut mich. Dann kann ich es Ihnen ja sagen . . . Dieser Nussbaum . . ."

„Warum spricht er eigentlich? Was für Zwecke verfolgt er mit dieser Versammlung? . . ."

„Ein Mandat natürlich."

„Also nicht wegen seiner Verwandten . . ."

„Keine Spur."

Hugo dachte daran, wie oft er über diesen einen Menschen schon seine Meinung geändert hatte. Und wahrscheinlich war auch diese neue Idee falsch, einseitig. Es ist wirklich nicht leicht, fiel ihm ein, über Leute zu urteilen, besonders für einen jungen Menschen nicht . . . Vielleicht ist auch Irene ganz anders . . . Seine Gedanken eilten wieder zu ihr.

„Aber davon wollte ich auch nicht reden . . . Kommen Sie wieder unter die Galerie, da sind wir ungestört . . . sondern dieser Pitroff interessiert mich nur . . . Also ich habe herausgebracht, dass Nussbaum den Herrn Pitroff erst seit einiger Zeit kennt. Trotzdem stellte er ihn überall als alten Freund vor. Das muss doch seine Gründe haben . . . Sind Sie auch morgen in Eichwald?"

„Ja. Fräulein Irene hat mich eingeladen." Hugo wunderte sich, wie er den Namen so gleichgültig von der Zunge bringen konnte.

„Und abends im Rathauskeller?"

„Nein . . . aber wie hängt das mit Pitroff zusammen, ich bitte."

„Was? Sie wissen also noch gar nicht, dass sich meine Cousine Kamilla morgen abend mit Pitroff verloben soll? Sie wissen nicht? . . . Mit Pauken und Trompeten. . . . Aber das muss verhindert werden, ich mache ihm heut einen Tanz, wenn's gelingt . . ."

Hugo begann zu verstehen. Also durch die politische Gegnerschaft blickte eine Liebe durch. . . .

Alfred aber kam ihm zuvor: „Glauben Sie nicht, dass es wegen des Mädchens ist. Ein Mädel, ich bitt' Sie, ein Stück Fleisch mit Augen . . . Sie tut mir nur leid. Da soll sie diesen wildfremden Menschen nehmen, einen angeblich guten Bekannten von Herrn Nussbaum . . . Diesen Familien ist doch jeder Bräutigam recht. Man hat sich erkundigt, gut. Moneten hat er, irgend eine Zwirnfabrik in Petersburg. Und da soll das Mädel, einfach mir nichts, dir nichts, über die Grenze geschafft werden . . ."

„Sie will nicht? . . ."

Pitroff sprach wieder deutsch. Er lächelte höflich und unbedeutend. Manchmal stiess er die Luft durch die Nase aus, wenn er sich auf ein Wort nicht besann. Man langweilte sich.

„Aha, da sind sie schon!" rief Alfred.

In der Türe zeigte sich eine Anzahl gleichgekleideter junger Leute, alle in Touristenhemden, grüne Jägerhütchen auf dem Kopf.

„Wer?"

„Der Turnverein, — meine Freunde."

Die Neuangekommenen drängten in den Saal und stellten sich längs der Hinterwand auf. Plötzlich rief einer von ihnen laut: „Kellner, ein Bier . . ."

Pitroff stutzte, er glaubte, man frage ihn etwas, und hielt ein.

„Ein Bier, ein Bier . . . Zwei Biere," schrien die Turner und stampften mit ihren Stöcken auf. „Wirtschaft, Wirtschaft . . ."

Einige im Publikum lachten. Man schickte den Kellner zu den neuen Gästen. Jemand vom Komitee verstand schon die ernstere Seite der Sache; mit seinem Arm, den eine rote Binde schmückte, bahnte er sich von den ersten Reihen aus schnell einen Weg zu den Fremden hin. Ein Ausschussherr auf dem Podium drang in Pitroff, weiterzureden.

„Ein Bier . . ." brüllte der Verein, einzeln abwechselnd und im Chor. Die Zuhörer platzten in lautes Lachen aus. Der Ordner, endlich bei den Störern angelangt, beschwor sie: „Meine Herren . . ." Die Eindringlinge missverstanden ihn absichtlich und, als sei er der Kellner, zankten sie mit ihm: „Nun, Biere, wird's bald?" . . . Pitroff oben lehnte sich an den Tisch und nahm seine Rede wieder auf, obwohl niemand mehr aufmerkte . . .

In diesem Moment beugte sich Alfred Popper weit vor, hing förmlich über dem benachbarten Tisch, eine Hand stützte er auf den Sessel, eine an die nächste Säule, so dass er sich hoch emporhob und von hier aus, mit weitgeöffneten Augen, liess er einen schrillen Pfiff ertönen. Er schwenkte den Hut und rief, sich fallen lassend: „Abzug!"

Dies war das Signal. Sofort stimmten die Turner ein: „Abzug, Abzug Pitroff," und drängten in einem Keil gegen die Tribüne vor. Der Ordner wurde zu Boden geworfen. Gläser klirrten. Die Frauen kreischten entsetzt auf. An allen Tischen waren die Leute aufgesprungen und schon begannen die Arbeiter und die Turner einander zu prügeln. Vergebens mahnte der Kommissär mit seiner gleichmütigen Stimme, sie verhallte in dem Trubel. Da nahm er seine Kappe und erklärte die Sitzung für aufgelöst. Die Ausschussmitglieder verliessen das Podium, jeder um seine Familie besorgt. Der Wirt hetzte, laut fluchend, seine Kellner ins Getümmel. Jemand zahlte, andere flohen schreckensbleich. „Polizei" wurde gerufen. Man hatte zwei Nebentüren geöffnet und durch diese ergoss sich der Strom der Aengstlichen, wenig neugierig nach dem weiteren Verlauf. Zugluft entstand, kalte Windstösse drangen ein und die Lampen begannen zu flackern, zeitweise sich ganz zu verdunkeln, so dass es den Anschein hatte, als setze sich die Verwirrung auch in die oberen Regionen fort . . . In der Mitte des Saales aber, um Pitroff, der, plötzlich lebendig geworden, gestikulierte, um Nussbaum, dessen Stimme erdröhnte, um Alfred, der wie wahnsinnig schrie und um sich stiess, war ein wildes Gemenge entstanden. Man sah Hüte davonfliegen, erhitzte Gesichter, geschwungene Stöcke, stürzende Tische. Die Parteien spien einander alte Vorwürfe ins Gesicht. Eine Ohrfeige knallte, einige rangen miteinander am Boden. Das fortgesetzte Geschrei ballte sich zu einem einzigen langen Ton zusammen . . . Hugo blickte begeistert in den Wirbel. Kampf also, Leidenschaft, und war es auch Politik, nicht Liebe — hier fühlte er sich wohl, hier war er zu Hause. Er hob die Fäuste. Und Irene retten! Mit plötzlichem Entschluss warf er sich mitten in die Raufenden, den Kopf voran, eine stählerne Härte fühlte er in seiner Stirn, sprengte die feindlichen Reihen, trat mit den Füssen auf andere Füsse, kletterte über Beine hinauf und über Sessel hinunter. Jetzt war er da. Er sah Irenens wehenden Schal, den Hut, noch einen Schritt . . . Irene stand zwischen Dr. Taubelis und Nussbaum, die mit ihren hohen Gestalten, höher noch als sie, ihr freien Weg machten. Auch sie ragte über das Gemenge, jedenfalls über Hugo hinaus, der wie ein Stöpsel zu ihren Füssen anrollte. Sie beachtete ihn gar nicht. Sie sah ihn vielleicht nicht einmal, von den zwei Türmen an ihren Seiten mit fortgezogen. Er drehte sich unten zwischen Bäuchen, an Westen und Rockknöpfen vorbei, im Dunkel, im Lärm und Gewühl, Kniescheiben drückten sich um seinen Schädel herum. Jetzt sah er es ein: er war zu klein — einfach zu klein — . . . Er erstarrte vor Schmerz über diese Erkenntnis, alle Tatkraft verliess ihn. Eine Weile nachher war Irene mit ihren Begleitern verschwunden und der geteilte Haufe schloss sich wieder um Hugo zusammen.

Dymow

Der Verein für Kunst veranstaltete am Sonnabend nachmittag im Modernen Theater eine Uraufführung: Irrwege von Ossip Dymow. Der Autor ist in Deutschland durch seine Novellen bekannt geworden. Sein Drama Irrwege nennt er bescheiden fünf Szenen. Es wird gegen das Werk vom sogenannten dramatischen Standpunkt aus vieles eingewendet werden. Ich bin aber der Ansicht, dass für das Theater alles geeignet ist, was inter-

essiert und unterhält. Mit und ohne Aristoteles. Es gibt zahlreiche Dramen, die an Technik und Routine nichts zu wünschen übrig lassen und bei denen doch alles zu wünschen übrig bleibt. Dymow ist ein Dichter. Seine Personen sind Menschen, denen zu ihrer Menschheit nur ein Weniger an Nuancen fehlt. Mit anderen Worten: sie sind zu lebenswahr. Es ist ihnen zuviel Lebensindividuelles gegeben, worunter stets das Kunstwahre leidet. Aber Dymows Menschen interessieren. So etwa, wie uns unsere Freunde und Bekannte interessieren. Das genügt für das Theater, aber nicht für die Kunst. Wenn man nun den Verfasser einen Dichter nennen kann, das heisst einen Schaffenden, der Geschautes sagt, so gibt ein so entstandenes Werk mehr als rethorisches Temperament und Technik des Dramas es vermögen. Nur der Künstler, das heisst die kunstvolle Persönlichkeit, kann einen Organismus erstehen lassen. Beim Dichter wird das Geschaute im Drama stets als feine, gute und auch tiefe Anmerkung wirken. — Die Darstellung versagte nirgends. Eine vollendete Leistung kann eine zu einem bestimmten Zweck zusammengestellte Vereinigung von Schauspielern nie erreichen. Trotzdem bleibt die Regie von Rudolf Blümner anzuerkennen, die ohne dekorative Mittel dichterische Stimmung schuf und psychologisch analysierte. Blümner spielte selbst eine komische Rolle, wirklich von innen heraus humoristisch und ohne Mätzchen, wie es die Herren Komiker sonst belieben. Marie Borchardt ist ganz talentvoll, als kleine Studentin sehr rührend. Als Frau fehlt ihr die Sicherheit des Erlebnisses. Aber Erlebnisse kann ja jeder auf der Welt reichlich und billig haben. Ludwig Hartau versuchte sich meines Wissens zum erstenmal in einer realistischen Rolle. Etwas Schillerpathos steckte noch in ihm, aber Hartau ist ein so vorzüglicher Schauspieler, dass die Redensart von den Entwickelungsmöglichkeiten bei ihm keine ist. Fräulein Hardegg war zu sehr „Duse".

K. M.

Von Leutchen, die ich lieb gewann

1 / Ein übermütiger Schalk

Herr Rudolf Presber, der lachende, weinfrohe, launige Poet, hat sich wieder geäussert. Der Ehbock hat die bunte Kuh auf den Markt gebracht. (Concordia soll ihr Name sein.)

„Bei jeder Gelegenheit, bei der die Kritik einstimmig und freudig die heiteren Novellen und Skizzenbücher (des weinfrohen Poeten) als Werke eines echten deutschen Humoristen begrüsste, erhofften die Kritiker einmal einen Roman des lachenden rheinländischen Dichters, der unter den Lebenden der berufenste wäre, einen echten humoristischen Roman zu schreiben. Nun hat er ihn geschrieben."

Die einstimmig geäusserte Hoffnung der Kritik ist also in Erfüllung gegangen.

„Der Roman ist in all seiner Munterkeit erfüllt von unerschütterlichem Glauben an das Leben und an die Kraft tüchtiger, gesunder Menschen . . . ein übermütiger Schalk lugt und lächelt hinter den menschlich interessanten Episoden hervor . . ."

Mehr kann die Kritik nicht verlangen. Der unerschütterliche Glaube, mit dem der übermütige Schalk ins Leben lugt, ist die sicherste Gewähr, dass seine tüchtige Gesundheit ihn noch öfter befähigt, die Hoffnungen der Kritik zu erfüllen.

2 / Lyriker

Mit der Lyrik ist es immer noch eine böse Sache. Man kennt sich so schwer aus. Aber immerhin: einen Sinn müssen die Gedichte doch haben! Bei den Lyrikern des „Sturm" muss man sich da oft wundern. Die Leute sind doch manchmal gar nicht unintelligent. Aber wenn sie Verse dichten —! Kurzum: man wundert sich. Es ist am besten, ich lasse hier einige Gedichte folgen, die beweisen mögen, dass man dichten und doch verständlich sein kann:

Mein heisses Haupt wühlt in den Kissen,
Es ist schon tiefe Mitternacht,
Glocken weinen sturmzerrissen,
Aengstlich in der wilden Nacht.

Die Sterne und die Welt verglimmen,
Der Wind pfeift um die Dächer schrill —
So weinen heisre Menschenstimmen.
Ich fühle, dass was sterben will.

(Der Tag Nummer 96 vom 25. IV. 1911)

Aus derselben Ausgabe desselben Blattes:

Was soll dir der Sonne Strahl,
Was des Lenzes Blühen?
Wenn du fühlst zu deiner Qual
Deine Jugend fliehen?

Doch es ist zu deinem Glück
Hoffnung dir gegeben:
Biomalz verleiht zurück
Jugendkräft'ges Leben!

Auch Fritz Engel ist dafür, dass Lyrik Sinn haben muss. Er hat es erst kürzlich bewiesen, als er den Schneider aus Wittstock über Metrik unterrichtete. Er lässt in seinem Zeitgeist so singen:

Die Sonne sank.
Der letzte rote Schimmer
entfloh der Nacht.
Niemand hielt Wacht.
Der letzte Wellenflimmer
im See ertrank.
Müde birgt der Mut
sich in der Nacht . . .
Der Tag versprühte —
was in ihm glühte,
vergurgelt in Vergessenheit
lautlos in der Zeit —
niemand hält Wacht . . .

Zwanzig Zeilen tiefer gibt sich ein Denker in Aphorismen. Hier sind zwei:

Nur wenn sie im Augenblicke wurzeln, können Liebe und Vertrauen beständig sein.
Jeder Dichter muss zugleich ein liebevoller Sammler sein — von Erfahrungen.

Das stimmt. Die Erfahrungen, die Fritz Engel allein beim Sturm gesammelt hat, haben seinen Genius schon öfter beflügelt.

3 / Wunderknabe

Es kommt mir erst heute in die Hand, aber es ist nie zu spät. Vor einigen Monaten weinte Herr Georg Hirschfeld im roten Tag über das Geschick der Wunderkinder. (Anlässlich des jungen Korngold.)

„Zeigte sich nicht als spukhaftes, atembeklemmendes Symbol die Tragik des Künstlers, der immer ein hilfloses Kind bleibt und eine Stunde lang tausend Seelen beherrscht, um kurz darauf nach einer einzigen zu suchen?"

Es kommt im weiteren zu folgendem Satz:

„Die Blume Künstler-Einsamkeit will einen verschlossenen Garten, wunderbarst gewiss bei einem Kinde."

Und endlich:

(„Meine Berechtigung, dies hier auszusprechen, leite ich von eigener Erfahrung ab. Ich denke an das süsse, schauerliche Jahr der „Mütter", als ich selbst noch eine Art Wunderkind war. Nachdem mich tausend Hände im Theater willkommen geheissen hatten, sehnte ich mich sofort nach einer einzigen Seele und entwarf als mein nächstes Werk einen Roman. Ich hatte natürlich mit zweiundzwanzig Jahren keine verantwortlichen Hüter mehr, aber ein Kind war ich doch noch, und die Verantwortung trug das „Schicksal".)

Das war vor sechzehn Jahren, als Herr Hirschfeld keine verantwortlichen Hüter mehr hatte. Wie unverantwortlich das Schicksal mit ihm umging, ermisst man aber erst, wenn man bedenkt, dass es ihn nach sechzehn Jahren einen verantwortlichen Redakteur finden liess, der diese Klage der Oeffentlichkeit übergab.

Wunderknabe! Wunderknabe!

Quintus Fixlein

Verantwortlich für die Schriftleitung
HERWARTH WALDEN / BERLIN-HALENSEE
Verantwortlich für die Schriftleitung in Oesterreich-Ungarn
I. V.: Oskar Kokoschka

Druck von OTTO ELSNER / BERSIN S. 42

EXLIBRIS
nach Entwürfen erſter
: Künſtler durch den :
Exlibris-Verlag
Berlin W 30, Freiſinger Str. 7

Berufen Sie sich
bitte bei Einkäufen auf die
Anzeigen dieser Zeitschrift

Die Fackel
HERAUSGEBER
Karl Kraus
:: :: Nr. 321/22 :: ::
soeben erschienen
Preis 50 Pf.
ÜBERALL ERHÄLTLICH

Der Neue Club
Montag, den 15. Mai, abends 8 Uhr
Salon Cassirer, Viktoriastrasse Nr. 35
Georg Heym liest ungedruckte ▣ ▣ ▣ Dichtungen
Billetts à 2,50 Mk. u. 1,50 Mk. bei Edm. Meyer,
:: Potsdamer Strasse, und an der Abendkasse. ::

Neue Sezession

Dritte Ausstellung

Galerie Maximilian Macht

Berlin W. Rankestraße 1

an der Kaiser-Wilhelm-Gedächtnis-Kirche

DIE TAT

WEGE ZU FREIEM MENSCHENTUM

VIERTELJÄHRL. M. 2 HEFT M. 0,80
EINE MONATSSCHRIFT
HERAUSGEGEBEN VON
ERNST HORNEFFER
VERL. DIE TAT G.m.b.H., LEIPZIG

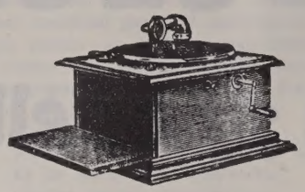
Prof. Dr. Backhausmilch, alt bewährte Kindermilch. — Trinkfertige Portionflaschen für verschiedene Altersstufen. Maltosana, bester Zusatz zur Selbstherstellung anderer Milchmischungen. Pfund-Dose 1 M. 50. In Apoth. u. Drog.

:: Probenummern ::
umsonst und portofrei durch die Geschäftsstelle „DER STURM"

«Spielend» lernt man Sprachen durch
Dr. Rebajoli's AUTODIDAKT
Selbstunterrichtsmethode
mit Hülfe des Grammophons

Bisher erschienen:
A. Italienisch
B. Französisch

OMNE TULIT PUNKTUM



QUI MISCUIT UTILE DULCI

Jeder Lehrer, jede Lehrerin, Jedermann muss Dr. Rebajoli's Autodidakt gebrauchen, um leicht und gründlich Fremdsprachen zu lernen.

Jede Sprache in 33 Lektionen.

Epochemachende Neuheit

Verlag F. HARNISCH & Co., Berlin W 57.

Verlag „Der Sturm"

Wir übernahmen in unsern Verlag

Herwarth Walden
DAFNISLIEDER
Für Gesang u. Klavier / 52 Seiten

DREI MARK

Durch alle Buch- und Musikalienhandlungen oder direkt durch den Verlag DER STURM Halensee / Katharinenstrasse 5

Verlag Paul Reinike, Wilmersdorf

HERWARTH WALDEN:
Bruder Liederlich
Für Gesang und Klavier
:-: Mark 1,50. :-:

EDMUND MEYER
Buchhändler und Antiquar
BERLIN W 35

Ankauf einzelner Werke und ganzer Bibliotheken

Soeben erschien: Katalog XVIII: Literatur Geschichte, Kunstgeschichte, illustrierte Werke in deutscher, englischer, französ. Sprache zu besonders billigen Preisen

Demnächst erscheint: Katalog XXI / Kunstblätter: Porträts, Städteansichten, Berliner Blätter, Karrikaturen, Flugblätter, neuere und ältere Genrebilder, Blätter von Menzel, Beardsley, Rops, Stammbücher Silhouetten, Japanblätter etc. etc.

Kataloge / gratis und franko / bitte direkt zu verlangen

Angabe von Desideraten erbeten

Die sparsame Hausfrau legt großen Wert auf die Wohnungsbeleuchtung! Rechnen Sie sich aus, was Sie im Jahre für den Bedarf an Glühkörpern ausgeben. — Wie oft kommt es vor, daß der Körper schon beim Abbrennen entzweigeht. — — Nehmen Sie einen guten Rat an und verwenden Sie nur

Hartalin-Glühkörper D. R. P. 203467

Diese Körper besitzen den Vorteil, daß Sie dieselben wie ein Tuch zusammendrücken können, ohne daß der Körper darunter leidet. **Hartalin-Glühkörper** haben eine Leuchtkraft von 100 K. und Sie erzielen damit eine Gasersparnis von 50 %. Brenndauer gar. 1 Jahr. REFERENZ! Für die Straßenbeleuchtung Berlins bereits über 200 000 Stck. geliefert. Versuchen Sie es mit einer Probesendung von 3 Stck., Preis p. Stck. 50 Pfg. od. verlangen Sie den Besuch unseres Vertreters

Versandhaus Chem. und Techn. Nonhelten
BERLIN SW. 68 Kochstraße 72

Privatbeamte und Angehörige der freien Berufe!

Sorget für Eure Zukunft und die Eurer Familie

durch Anschluss an den zur Vertretung der wirtschaftlichen, sozialen und rechtlichen Interessen der Privat-Beamten gegründeten, durch landesherrl. Verleihung m. Korporationsrecht. ausgestattet.

DEUTSCHEN PRIVAT-BEAMTEN-VEREIN ZU MAGDEBURG

Zirka 28 000 Mitglieder in zirka 500 Zweigvereinen, Verwaltungsgruppen u. Zahlstellen.

Neben Pensionskasse, Witwenkasse, Waisenkasse, Begräbniskasse und Krankenkasse sehr wertvolle Wohlfahrtseinrichtungen :-: :-: :-:
Gesamtvermögen: Ueber 16 Millionen Mark
Halbjährl. Beitr. 3 M. :: Man verl. Prospekt.

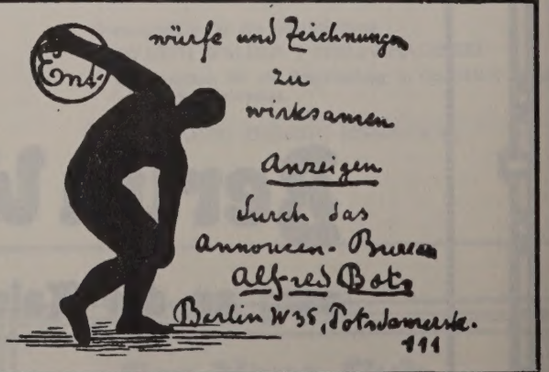
Keine Zahnschmerzen Kein Zahnziehen mehr

Auf Anfrage gebe ich Jedermann Auskunft über ein Mittel gegen schwarze, hohle und lockere Zähne

Erfolg garantiert

O. Berger, Berlin W 35
Potsdamer Strasse 111

Abschrift: Sehr geehrter Herr! Von vielen Zahnschmerzen bin ich nun gänzlich befreit durch die Anwendung Ihres preiswerten Mittels. Daher empfehle ich es Jedem, der von Zahnschmerzen geplagt ist. Mit herzlichem Dank bescheinigt dies **Helene Kleemann, Rosengarten, :: Frankfurt an der Oder ::**



THRICHOPHIL

Fl. M. 3,00 Präparat zur Erhaltung und Stärkung des Haarbodens **Fl. M. 3,00**
nur beim Fabrikanten:

Otto Teutscher / Friseur

I. Geschäft: 106a Potsdamerstr., Eing. 63 Steglitzerstr., Tel. VI, 6735
II. Geschäft: Charlottenburg, 100 Kaiserdamm, Tel. Amt Ch., 6387